

Politik der Paranoia

Autor(en): **Hochstrasser, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **87 (2009)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-342165>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Politik der Paranoia

Franz Hochstrasser

Misik, Robert: Politik der Paranoia. Gegen die neuen Konservativen. Berlin: Aufbau Verlag 2009. 202 S., CHF 31.50.

Robert Misik ist ein scharfsichtiger, zuweilen scharfzüngiger, kluger Beobachter der gesellschaftlichen Zustände und Wandlungen. Dass er Position bezieht, macht schon der Untertitel des Buches klar. Es ist seine Absicht, mit dem Buch einen Beitrag zu leisten zur Bekämpfung der neokonservativen Grundüberzeugungen (18).

Dabei unterscheidet er die klassischen von den neuen Konservativen. Die ersteren wollten die zerfallende gesellschaftliche Ordnung der Vormoderne erhalten, denn sie konnten die Neuerungen des aufstrebenden Bürgertums nicht akzeptieren. Ihr Geschäft war die Restauration, die Wiederherstellung des Alten. Die Neokonservativen dagegen entstanden auf dem Boden der bürgerlichen Gesellschaft – was sie prompt in viele Widersprüche verwickelte, die Misik an verschiedenen Stellen herausarbeitet.

So vertreten sie die Einhaltung «kapitalistischer» Tugenden – vor allem Disziplin, zuweilen auch Härte, Pflichtbewusstsein – , verurteilen aber den als Nihilismus verurteilten Hedonismus, der als Effekt der konsumistischen Warenproduktion auftritt, ja auftreten muss, um die Warenfülle abzuschöpfen und damit die Prosperität der Unternehmen zu unterstützen. Oder: Besonders anhand eines Kernthemas des Neokonservatismus, der Familie, wird der Wertezerfall beklagt (feminisierte Väter, emanzipierte Frauen, die keine Kinder mehr gebären wollen u.a.m.); im Widerspruch dazu werden die Einwanderinnen und Einwanderer penetrant dazu aufgefordert «unsere Werte» zu akzeptieren. Oder: Es braucht, insbesondere für die arrivierten, sozialen Schichten «Anreize»; diese Anreize, sprich hohe Löhne, Boni oder andere Zuwendungen, würden die Leistung steigern, was ja dann allen Mitgliedern der Gesellschaft zugute komme. Im Widerspruch dazu setzen sie sich ein für die Absenkung für die Arbeitslosen- und Sozialversicherungsrenten; hier soll der Mangel an pekuniären Anreizen zur Anstrengung und Leistung motivieren; mit zu hoher Unterstützung würden die Betroffenen lediglich bequem, faul, und sie würden sich vor der Arbeit drücken

Misik stellt die Frage, ob es angesichts solcher und noch kurioserer Unebenheiten einen kohärenten Kern im neokonservativen Denken gebe, falls man denn überhaupt von «Denken» reden möchte. Mit dem Linguisten George Lakoff weist

er auf die immer wieder auftretende Grundmetapher des «strengen Vaters» hin (177). Er ist streng in der Erziehung, denn die Welt ist rau, die Kinder sollen zu den Gewinnern, nicht zu den Verlierern gehören; daher brauchen sie Disziplin, und mit ihr werden sie erfolgreich sein; Erfolg heisst hier Maximierung des Eigennutzes. Umgekehrt: Wer nicht erfolgreich ist, verfügt über keine moralische Kraft. Zwei Dinge zeichnen diesen Kern aus: Die postulierten Werte verbinden sich mit einer geradezu schmerzenden Hartherzigkeit und Brutalität, die ihrerseits nicht als Tugend bezeichnet werden kann. Und: Die Neokonservativen verstehen ihre Moral als ausschliessliche, gewissermassen als allein selig machend (wie wir das auch von der katholischen Kirche her kennen). Eine andere Moral kann nicht gelten, und so wettern die Neokonservativen, u.a. in Einheit mit der erwähnten Kirche, gegen den Werterelativismus.

Von Interesse sind die Ausführungen Misiks über die Entstehung des Neokonservatismus. Er nahm in den USA seinen Anfang in den 50ern des letzten Jahrhunderts. Dabei erstaunt, dass er, auf dem Boden des real existierenden Kapitalismus, weniger rück- als vorwärts gewandt, gar «utopisch» ausgelegt war (32). Das dürfte dem Umstand geschuldet sein, dass nicht weniger der Gründerfiguren ursprünglich aus der radikalen Linken stammten, unterstellt Misik; das gilt auch für heutige Laut-Sprecher wie beispielsweise Norbert Bolz, der uns ein neokonservatives Pamphlet über «Die Helden der Familie» (2006) geschenkt hat. In den USA haben die sozialen Gesetzgebungen von Präsident Johnson, aber auch die damals entstandenen Gegenkulturen die neokonservative Abwehr verstärkt hervorgerufen. Mit Präsident Reagan wurde der Neokonservatismus gewissermassen zur Staatsideologie erhoben und mit Bush Junior in die gewaltsame, menschenverachtende Absurdität geführt.

Interessant sind auch die Argumentationsmechanismen der Neokonservativen, die sich aus dem Text von Misik herausdestillieren lassen. Dazu gehört die Generalisierung zwar durchaus bestehender, aber partieller Phänomene; auch in der Schweiz haben wir die uns aufoktroierte Debatte um «Sozialmissbrauch» oder «Scheininvalidität», die in unserem Land grassiere (und erhöhte Aktivitäten des Staates erfordere, den man doch sonst radikal abbauen möchte). – Schon fast nietzscheanisch wird die Umwertung von Werten betrieben, etwa wenn, wie schon erwähnt, die Menschenfreundlichkeit den Werten ausgetrieben wird und der Hartherzigkeit Platz machen muss, oder wenn Werte nicht mehr aus Überzeugung befolgt werden, sondern – zumal sie meist als Verbote auftreten – befolgt werden müssen, oder wenn, in gut bürgerlicher Manier, Freiheit auf Freiheit des privaten Eigentums verkürzt wird. – Anbiederung ist eine weitere Figur: Die durchaus gut gebildeten und finanziell auf der Sonnenseite stehenden Wortführer biedern sich an den «einfachen Mann» an, dem sie ansonsten ja äusserst misstrauisch begegnen; ein Mittel dazu sind die «Intellektuellen»-Schelte, aber auch das Schüren von Ängsten (das sich hierzulande plakativ in schwarzen Schafen oder Krähen manifestiert). – Und – ein von progressiver Seite leider unterschätzter – Mechanismus besteht in der Schaffung neuer Begriffe: IV-Bezüger und Bezügerinnen werden

zu «Scheininvaliden», sozial orientierte Politiker und Politikerinnen werden zu «Gutmenschen», die Steuern werden zur «Steuerlast», Steuerprogression wird zur «konfiskatorischen Steuer» (82), Immigration wird zur «Massenimmigration», Asylpolitik wird zum «Asylschlendrian», resozialisierender Strafvollzug wird zur «Kuscheljustiz, wer die Kinder in der Schule nicht nur «leistungsorientiert» büffeln lässt, betreibt «Kuschelpädagogik».

Eine umfassende politische Perspektive will und kann das Buch nicht leisten. Immerhin stellt Misik die anthropologische Grundaussage gegen die neokonservativen Diktate in den Raum, dass nämlich die Menschen kooperative Wesen sind, dies nicht einfach nur, weil das schöner (oder «kuscheliger») wäre, sondern weil Kooperationen den Menschen nützt, jedenfalls mehr nützt, als permanent zu strafen, einzusperren, Bomben zu werfen. Damit ist nicht von vornherein eine gerechte, die grundsätzliche Gleichheit der Menschen gewährleistende Gesellschaft geschaffen, aber doch die Aufgabe gestellt, «sich stets aufs Neue den Kopf darüber zu zerbrechen, wie eine gerechte Gesellschaft und eine lebenswerte Welt aussehen soll» (183). Eine von vielen Voraussetzungen besteht sicherlich darin, dass die Menschen eigenbestimmt ihr Leben gestalten können – «Eigenverantwortung» für sich und nicht nur für die Integration ins Wirtschaftssystem also.

Zwei kritische Anmerkungen sind anzufügen: Etwas unklar bleiben die begrifflichen Abgrenzungen zwischen Neokonservatismus und Neoliberalismus. Und: In den Widerlegungen neokonservativer Postulate scheint es zuweilen so, als ob es Misik ausschliesslich um die Optimierung des kapitalistischen Wirtschaftssystems gehe; so argumentiert er mehrfach damit, dass höhere Löhne für die Arbeitenden das Konsumniveau anhebe, wodurch die Unternehmen ihre Produktion weiter oder gar schneller laufen lassen könnten; oder, dass höhere Steuern für die Reichen vermehrte Investitionen des Staates sowohl in Infrastrukturen wie auch in die Bildung der Kinder und Jugendlichen auslöse, was letztlich wiederum den Unternehmen zugute komme. Innerhalb des Systems hat das zwar seine Richtigkeit, doch ist demgegenüber anzumahnen, dass grade in die Auseinandersetzung mit System bewahrenden Gruppierungen, wie es die Neokonservativen sind, immer auch Fragen an das System als Ganzes einbezogen werden sollten. Mag sein, dass sich der Autor hier auf seinen Gegen-Stand, eben die Neokonservativen konzentrieren wollte; in anderen seiner Publikationen wird sein Blick über die Systemgrenzen hinaus durchaus sichtbar.

Das Buch ist gut zu lesen, einerseits, weil Misik eine flüssige und anschauliche Sprache schreibt, und weil er andererseits durchaus knifflige Zusammenhänge in gut nachvollziehbare Schritte aufzulösen weiss. Es ist besonders politisch Aktiven zu empfehlen, denn es regt zu Überlegungen an, wie der neokonservativen Penetranz wirksam zu begegnen sei. Wohltuend auch, dass Misik immer wieder mit Ironie seine Kritiken würzt. So wendet er sich gegen Ende des Buches dagegen, das Phänomen des Neokonservatismus zu psychologisieren, denn «Konservatismus ist schliesslich keine psychische Krankheit – leider, wäre man fast versucht zu sagen, denn dann wäre Konservatismus heilbar» (180).